
Joachim Seyppel

Zwei Vergangenheiten

Dr. Joachim Seyppel, geb. 1919 in Berlin, Studium der Germanistik und Philosophie, Soldat, sowjetische Gefangenschaft, Schriftsteller, 1951 bis 1960 USA und Berlin/W., seit 1973 DDR, 1979 Ausschluß aus dem Schriftstellerverband der DDR, 1982 Ausbürgerung, seitdem Hamburg. Neueste Veröffentlichung: „Trottoir und Asphalt“.

Es ist Morgen. Wir setzen uns an den Schreibtisch, spannen das Blatt in die Maschine, tippen die Überschrift, aber anstatt gleich etwas zum Thema zu sagen, beginnen wir zu grübeln. Nicht, daß wir nicht über die Sache nachgedacht hätten, eher haben wir vielleicht sogar schon zu viel darüber nachgedacht, und eben deswegen die Zweifel. Müden nicht am Ende alle Vergleiche in das Eingeständnis, daß das Vergleichene doch unvergleichbar sein dürfte? Ähnlichkeiten gibt es schließlich überall. Ähnlichkeiten, so könnte man spotten, sind wie die Damen der Nacht, sie bieten sich an, aber wenn sie erst entkleidet und nackt sind, stellt sich heraus, daß sie ganz anders aussehen, als man sich vorgestellt hat.

Auf die Gefahr hin also, uns in zwielichtige Gefilde zu begeben, stürzen wir uns in das Abenteuer unserer Vergangenheit. So etwas kommt ohne Selbstbeschmutzung kaum aus. Und unser Nest, ähnlich dem der Schwalben, wird nicht zuletzt aus Schlamm gemacht, aus Speichel, Stroh und womöglich aus dem Kot der Gasse.

Geschichte, verdient sie den Namen?

„Ich freue mich, daß meine Prophezeiungen über den Ausgang des Krieges eingetroffen sind“, lese ich am 6. Mai 1945 im Tagebuch des Landsers, das Kapitulation und Sowjetgefangenschaft überstanden hat und sich im Rest vergammelnder Papiere fand. „Es mußte auch so kommen. Das Ende unseres Kulturkreises hätte normalerweise in einigen wenigen Jahrhunderten ge-

legen (wie ‚normalerweise‘ ein Menschenleben seine sechzig Jahre dauert); durch einen ‚Zufah‘ (wie ein Ziegel auf den Kopf eines Menschen) ist es nun heute schon eingetreten, was der Notwendigkeit des Großen keinen Abbruch tut.“

Ein halbes Jahr später notiert der in seinen dreckigen Uniformklamotten Heimkehrende inmitten der Ruinen einer grausam verstümmelten Hauptstadt: „Alles spült sich von der Seele“.

Geschichtsphilosophie gegen individuelle Existenz: Untergang des Tausend- oder Zweitausendjährigen Reiches gegen Start ins neue Leben eines Fünfundzwanzigjährigen? Schon damals hatte ich zwei Vergangenheiten.

Trotz tiefer Einschnitte und bitterster Erfahrungen weiß ich nicht mehr genau, was damals in mir vorging; und obwohl ich doch in einer Welt von Ruinen die Neugeburt erlebte, habe ich vergessen, was Ruinen eigentlich waren, was Ruinen bedeuteten. Sehe ich heute zufällig Fotos unserer zerbombten Städte, erschrecke ich, als sähe ich sie zum ersten Mal. Etwas in mir hat verdrängt, wie sie aussahen, und sie sehen so unvorstellbar anders aus, als ich sie im Gedächtnis trage. Jüngere mögen da sehr viel weniger überrascht sein von dem Ausmaß der Zerstörungen: So ist eben „Krieg“. Keine Erinnerung formt sich zu einem denkerischen Überbau.

Und ferner bin ich überrascht, wenn ich bedenke, was wir aus den Ruinen gemacht haben. So viel ich meinen Generationsgenossen politisch vorzuwerfen hatte, sie haben mit ihrer Hände Arbeit das Wunder vollbracht, das keines war. Sie, dazu Trümmerfrauen, Halbwüchsige, Alte, die Heimkehrer, die „Mitläufer“, sie alle haben das Wunder einer Wirtschaft erschufet, von der nun weite Teile der Welt profitieren. Mit der selbstverständlichen Aufnahme von Millionen Flüchtlingen (Weiber und Kinder ohne Schuld) in kaputten Wohnungsresten haben sie eine Art innerer Kolonisation bewerkstelligt, die ihresgleichen sucht. Verzweiflung und Unverzagtheit, auch Reue, Schuldbewußtsein, Wiedergutmachungswille, Entbehren und Rückschläge: Sisyphos hatte es nicht sehr viel schwerer. Sitze ich sommers zuweilen am Ost- oder Nordseestrand, beobachte ich Siebzigjährige, Fünfundsiebzigjährige, dem einen fehlt ein Unterarm, den andren zeichnet die Narbe, sie laufen am Wasser entlang, etwas taprig, doch rüstig und kräftig noch, schwimmen im kalten Wasser bei hohem Wellengang, während die Turnschuhgeneration mit Büchsenbier im Strandkorb hockt: Dann überkommt mich ein Gefühl - pardon - leisen Stolzes. Es ist mein Jahrgang. Geworfen in die Zeit, schuldlos schuldig, mein Gott, es ist mein Leben. Ich bin vielfach in mir gespalten, ohne gleich schizopren zu sein.

Jenes Tagebuchnotat, wonach ich mich „freue“ über meine richtige Prophezeiung zum Kriegsausgang - ein wenig schäme ich mich der Eintragung. Ich habe mich auch damals gar nicht „gefremt“, ich habe triumphiert, die Wahrheit erahnt zu haben, triumphiert über Dummheit, Niedertracht, Größenwahn, Verbrechen. In der bedingungslosen Kapitulation war es mein

Endsieg über diese Geschichte. In der Niederlage war es der Sieg in mir. Und ganz im Gegenteil zu Freude leide ich noch immer an unserem tiefsten Fall, weil ich an der Schuld mittrage, ihn mitbedingt zu haben. Da hilft auch kein Alibi, 1933 erst dreizehn gewesen zu sein (umgekehrt beschwöre ich aber meine Kinder, sich nicht meine Schuld als die ihre „bis ins dritte und vierte Glied“ vorrechnen zu lassen, da sie 1945 noch gar nicht geboren waren).

Ich leide auch deswegen an unserem Fall, weil ich nicht genug gegen ihn getan habe; denn was sind schon diese läppischen paar Monate Knast, zu denen ein Kriegsgericht mich wegen Unbotmäßigkeit verdonnerte? Was ist die angedrohte Todesstrafe gewesen, wenn ich dann noch bis zur Kapitulation in der „Frontbewährung“ meinen Mann stand, auch wenn es nur darum ging, nicht am Ende noch ins Gras zu beißen? Und so sehr ich damals mit meinen Kameraden haderte, die anders dachten als ich, so sehr leide ich heute darunter, sie im Stich gelassen zu haben, indem ich sie zum einen mit den Nazis mitlaufen ließ und sie nicht genügend agitierte, und indem ich zum anderen nicht mit ihnen zusammen untergegangen bin, gefallen, verreckt, vermißt, erfroren, verhungert, liegengelassen. Die Hälfte meiner Klasse blieb im Feld. Die andere Hälfte kehrte geschlagen zurück. Billige Zufälle haben mein bißchen Leben gerettet. Nirgendwo ein Verdienst. Ganz im Gegenteil. Verdient wäre gewesen, mit meinen Kumpels zusammen vor die Hunde zu gehen, dann würde heute kein Hahn mehr danach krähen, wie viele Vergangenheiten unsereiner hat. - Geschichte, verdient sie überhaupt diesen Namen?

Niemandsland der Träume

„Roman, zweite und so gut wie endgültige Version abgeschlossen“, lese ich am 3. Oktober 1989 im Tagebuch des Schriftstellers, an dem Tag, der heute als *Tag der deutschen Einheit im Kalender* steht und als der zweite entscheidende Wendepunkt unserer neuesten Historie gelten soll. Und nach einer Griechenlandreise zwecks Besteigung des Olymp mit Frau und dem Zehnjährigen heißt es dann Ende Oktober: „Eingabe DDR“, daß die Behörden der DDR uns nach unserer Ausbürgerung von 1982 wieder als Bürger der DDR behandeln, unsere Pässe verlängern und uns wieder unser Bauernhaus in Mecklenburg beziehen lassen sollen. Die Ereignisse überstürzen sich freilich. Am 11. November druckt „Die Welt“ auf der ersten Seite („Der Kommentar“) meinen Leitartikel „Stolz sein auf euch“, der beginnt: „Ein ganz irdisches Wunder scheint geschehen; erstmals seit einer Generation bewegen sich Deutsche im Osten frei nach Westen“. Und wir im Westen bewegen uns frei zurück nach Osten.

Wiederum ein Wunder, wiederum ein Triumph? Für manche Niederlage, Kapitulation, Untergang, für die Mehrheit Sieg, Befreiung und neues Leben?

Kann man zwischen den beiden historischen Einschnitten Vergleiche ziehen? Eine Woche nach dem Triumph heißt es skeptisch im Tagebuch:

„Hoffentlich wird es nicht so, daß man jene ‚gute alte Zeit‘, wieder einmal, zitiert, in der alles eben doch nicht so schlecht gewesen sein soll.“

Da ist der erste Vergleich, indem sich unsereiner erinnert, wie man nach der Kapitulation der Zeit davor gedachte. „Genieße den Krieg“, pflegten Landser zu sagen, „der Frieden wird schrecklich!“ Ähnlich spotten nun Alt- und Neustalinisten von der „Eroberung“ der Osis durch die Wessis. Wir, die Familie, die Ausgebürgerten, sind dann zurückgekehrt in das Dorf, in dem die Kate steht, die wir einst hatten verlassen müssen. Eines Abends holte mich der Nachbar in sein Häuschen, zeigte mir stolz, wie er es in unserer Abwesenheit ausgebaut hatte. Unter den Möbeln befand sich auch das Sofa, das einst mir gehört und das er - von meiner Schwiegermutter - rechtmäßig erworben hatte. Er war sehr seltsam. Ich sagte nichts. Irgendwann dann verkaufte er sein Häuschen mitsamt Möbeln an einen Wessi. „Ich bin der Jude von 1989“, habe ich einmal bemerkt. Natürlich ist ein solcher Spruch falsch und ungerecht. Das kann man nicht vergleichen. Nur war mir eben in den Sinn gekommen, was ich in der Besatzungszeit erlebt hatte, als emigrierte Juden in die amerikanische Zone oder den Sektor „zurück“kehrten, wo manche Leute ihnen zeigten, was sie von jüdischem Eigentum „gerettet“ hatten, Verlage mit ihrer Substanz oder Fabriken.

Daß wir in der weiland Deutschen und Demokratischen Republik schöne Zeiten erlebt hatten, hatte nicht unbedingt etwas mit ihr zu tun gehabt, doch mit unserem Leben in ihr. Und das Schönste waren die Witze über sie aus der Ära der regierenden Mummelgreise à la Breschnew, Honecker, Andropow gewesen: „Tagung des Zentralkomitees der Partei, erster Punkt der Tagesordnung: Hereintragen des Politbüros; zweiter Punkt: Absingen des Liedes ‚Wir sind die Junge Garde.‘“ Übrigens habe ich auch schöne Zeiten in der Nazizeit erlebt, und das Schönste sind die Witze über sie gewesen; „Hitler, Goering und Goebbels fliegen zum Parteitag, das Flugzeug stürzt ab, wer wird gerettet? - Deutschland.“ Schöne Zeiten haben etwas mit Jugend zu tun, Jüngersein, mit Liebe, Arbeit, Freundschaften, mit Leben. Niemandem kann man die Jugend stehlen. Man sollte es gar nicht erst versuchen. Wer dies dennoch tut, bestiehlt sich selbst. Wer bestreitet, es hätte in bösen Zeiten Schönes geben können (Thomas Mann bestritt es), der bestreitet wohl weiterhin, es könnte in schönen Zeiten ähnlich Böses geben. Schwarzweißmalerei ist die Tugend der Farbenblinden.

Schöne Zeiten - das hat nichts mit Nostalgie zu tun. DDR-Nostalgie rückwärtsgewandter Dummköpfe ist eines, Erinnerung an Leben in Vergangenheit ein anderes. Wenn ich einstmalen Juden nicht verstanden habe, die nach 1945 zu uns zurückkehrten, so hatte ich noch nicht ihre Erfahrung gemacht, Heimat verloren zu haben. Sie hatten hinsichtlich unserer Geschichte zwei Vergangenheiten, die deutsche und die jüdische. Und als sie zurückkehrten zu uns, legten sie den Beginn einer dritten Vergangenheit. Als wir nach der Wende in unser verlorenes Dorf zurückkehrten, verstanden viele uns nicht, die nicht wußten, wie viele Leben eine Kreatur führen kann.

Womöglich aber ist es überhaupt so: Das Leben hebt jeden Morgen neu an. Und die Vergangenheit endet jeden Abend beim Schließen der Augen. Dazwischen liegt das Niemandsland der Träume, des Erinnerns und des Vergessens.

Immer weniger Zukünfte?

„Man hat dem Land den Topf genommen, und nun soll das Wasser alleine dastehen, während man an dem neuen Topf arbeitet“, lese ich im März 1995 im Tagebuch des Schriftstellers, der sich auf der Fahrt zur Leipziger Buchmesse befindet. Mit dem Land ist die weiland Deutsche und Demokratische Republik gemeint. „Kann Wasser ohne den Topf dastehen, wunderbarerweise im Raum stehen, oder muß es verrinnen, während man an dem neuen Topf arbeitet?“ Das war jenseits aller Klischees gedacht oder gängiger Begriffe wie Marktwirtschaft, Demokratie, Sozialismus, Kapitalismus oder Informationsgesellschaft - von Wörtern, die immer häufiger verwendet und immer seltener definiert werden?

Die Gedanken schweifen weiter. Vor dem Scherbenhaufen unserer Geschichte fragt man sich, ob denn nicht vielleicht bereits die Situation nach dem Ende des Ersten und Zweiten Weltkriegs mit der des zerbrochenen Kruges oder des fehlenden Gefäßes verglichen werden kann, und wir sind schon damals entgegen den Gesetzen der Physik sozusagen wie *gefrorenes* Wasser im Raum stehengeblieben?

Oder aber die Gesetze der Geschichte erlauben eben dies: Eine Gesellschaft wird zerschlagen, und sie erstet in neuer Form - neue Schläuche für den alten Wein? Neue *Werte* für ein altes Volk? Allerdings wird heute über den *Verlust* von Werten geklagt: Sind wir nach den Umbrüchen überhaupt ohne Fassung, ohne Werte ausgekommen (nur mit Geld), und das Wasser hat sich verlaufen? Sind wir die bloße Konsum- und Wegwerfgesellschaft?

Der Sohn, nun sechzehn, kam neulich aus dem Gymnasium mit frisch Gelerntem nach Haus: Außer den drei bislang bekannten Aggregatzuständen des Gasförmigen, Flüssigen, Festen gebe es einen vierten, den des Plasma. Aha? Und am Mittagstisch begannen wir zu spekulieren. Ist nach dem Nomaden, dem Bauern und dem Städter nun der hochspezialisierte Typus der westlichen Zivilisation erschienen, der die Armen der Welt anlockt, die aus Pakistan, Nigeria oder Bolivien nach England, Deutschland und in die USA kommen auf Fahndung nach einem Job, nach Geld oder um bloß zu vegetieren? Sind sie nicht das Produkt weltweit nivellierender Industriemasenzivilisation, austauschbar und verwechselbar, die *Global-Fellachen*, die geschichtslos überallhin Migrierenden, sich sinnlos vermehrend auf schrumpfenden Anbauflächen bei immer knapper werdenden Ressourcen und drohenden Umweltkatastrophen, das Weltpopulationsproblem Nummer eins? Und gleichen sie nicht *in ihrer Konturlosigkeit jenem verrinnenden Wasser ohne Gefäß?* Oder aber sie sind sozusagen das *soziale Plasma* des *vierten historischen Aggregatzustandes*, die vierte Erscheinungsform des *homo*

sapiens nach Nomade, Bauer und Städter? Und Zelt, Kate, Hochhaus werden ergänzt durch die Wellblech-Suburbia, die Bidonvilles unserer City-Haufen, die mit TV, Ferngas, Kühlschrank auf Hochglanz polierten Slums expandierender Wanderarbeiter-Asyle...

Wir lachten herzlich über unsere geschichtsphilosophischen Spekulationen am Mittagstisch und waren inzwischen beim Dessert angelangt, Eiscreme mit Schlagsahne und frischen Erdbeeren aus Südafrika. „Schmatz nicht so!“ fuhr ich den Gymnasiasten an. „Über Plasma hast du ja was gelernt, aber diese Manieren?“ Ich sei, so er, ein hoffnungslos bürgerlicher Typ aus versunkener Welt, gebe mich außerdem quasi als besserwisserischer Linker aus ebenfalls versunkener Welt, wann ich denn endlich mit meiner Doppelkopfbigraphie Schluß machen würde!

Erzählt mal, was gestern war

„Alles Reisen ist falsch. Das Falsche läßt man. *Abschied*, das heißt *ein neues Leben*“, lese ich ebenfalls im März dieses Jahres im Tagebuch des Schriftstellers, der sich, wieder einmal, in Griechenland befindet und die Meteora-Klöster besucht. „Hat man denn doch die Klöster erreicht, geht man am besten rückwärts und steigt von Stufe zu Stufe im Krebsgang zum Ziel. Man geht nicht sein Leben lang denselben Weg, das meinen nur Identitätsforscher. Und dank der griechischen Kaffeehäuser, in denen man ungestört und in Muße seine Notizen machen kann, wird dies stets *eine, philosophische* Reise. Die Angst vor der Gefahr, Kaffeehäuser könnten einmal, nach Generationswechsel, aussterben, hat sich bislang nach so vielen Jahrzehnten selber widerlegt.“

Nach unseren Ausflügen in die Vergangenheit befinden wir uns wieder in der Gegenwart. Es ist Morgen, wir setzen uns wiederum an den Schreibtisch, spannen ein Blatt in die Maschine, das letzte, und haben nun tatsächlich, trotz aller unserer Zeifel, auf mehreren Seiten etwas über unser Thema gesagt. Doch erneut beginnt man zu grübeln. Hast du das Thema wirklich getroffen, werden dir die Leser folgen können, und brauchst du nicht irgendeinen hübschen Schluß, nicht unbedingt eine Moral, aber eine Pointe, etwas, woran sich die Leute halten können?

Hilflos blicke ich mich um, vor mir das leere Blatt, um mich herum der Raum mit Büchern, Briefen, Rechnungen, der Liege, mit den Atelierfenstern und dem weiten Blick über Wohnhäuser, Bäume, ansteigendes Land bis hin zum Rundhorizont oberhalb des in die See mündenden Stroms. Die letzten Nachrichten, von gestern abend, fallen mir ein, dort ein paar kleinere Kriege, hier die Arbeitslosigkeit, Abstiegskampf in der Bundesliga, Bestechungsskandale, der gewöhnliche Alltag mit Mord, Totschlag, Vierlingsgeburten, der Tagesschau, dem Wetter und dem folgenden Krimi. Kinder, haben wir es gut! Verglichen mit Weltkrieg, Kriegsgefangenschaft, zerstörten Ländern, über japanischen Städten explodierenden Atombomben mit hundertausenden verbrannten Frauen, Kindern, Ungeborenen (damit ein paar

Weißer gerettet werden können) - wie wunderbar haben wir es da! Bitte, keine Tristesse, keine Dekadenz-Untergänge, keine Horrorvisionen. Der Mensch, seine Familie, eine kleine Urlaubsinsel versteckt in der Ägäis und vom Massentourismus noch nicht verheert, ein Gastmahl, die Arbeit, Schmetterlinge von März bis Sommerende: das wird noch lange sein. Wir können immer mehr Fortschritte machen in prophezeite Katastrophen hinein, irgendwo wird sich schon noch eine Nomadenidylle, Bäuerliches, eine schöne alte Stadt finden lassen, wo wir uns wohlfühlen. Und so wandern wir einfach weiter. Der Mensch, ein *homo viator*?

Es ist immer das Seil, ein unsichtbares Seil ohne Netz unter uns und ohne Haltegriffe über uns, auf dem wir in Angst zu stürzen und in Hoffnung auf Gleichgewicht zwischen zwei nicht vorhandenen Polen weiterbalancieren vom Nichts des Woher zum Nichts des Wohin. Wir sind frei, und derart haben wir es gut.

Ebenso, wie ich erschrecke, wenn ich Nachkriegsfotos unserer zerbombten Heimat sehe, so erschrecke ich, wenn ich sogenannte wissenschaftliche Darstellungen der Zeiten lese, die ich selber erlebt habe. Ich erkenne nichts wieder. Gewiß, Verkürzungen, Raffungen, Auswahl, das muß sein - doch nach welchen Gesichtspunkten? Gewiß, Standpunkte müssen sein - doch wo bleibt dann der Stoff? Auf der einen Seite der Fels, der uns den weiten Blick verwehrt, auf der anderen Seite der Abgrund, der uns schwindeln macht: kein Wunder, wenn der Geschichtsforscher auf solchem Pfad scheitert. Und was heißt da Geschichtsunterricht? „Wie es eigentlich gewesen ist“: Aus welchen Quellen soll der Historiker schöpfen?

Ein ungutes Gefühl beschleicht mich, wenn ich an unsere Schulen denke. Demnächst wird mein Sechzehnjähriger - hoffentlich - sein Abitur machen. Was bringt er „ins Leben“ mit? Müßte nicht der Geschichtsunterricht damit beginnen, daß man erst einmal *zweifeln* lernt? Müßte nicht jede Geschichtsstunde beginnen mit der Aufforderung: „Erzähl mal, was gestern war!“? Und schon die Sechsjährigen würden mit viel Spaß an der Sache und mit roten Backen erzählen, was gestern war. Und jeder der Sechsjährigen würde etwas anderes erzählen, auch wenn sie alle von ein und derselben Sache reden. Dann womöglich alles auf einen Nenner zu bringen versuchen, würde das den Rest der Stunde beanspruchen, den Rest der Schulzeit, der Lehre, des Studiums, des Berufs, des Lebens?

Fangen wir gleich damit an. Zwei, elf oder siebzehn Vergangenheiten: Erzähl mir, was gestern war.